

Honoré de Balzac



Die rothe Schenke

Die rothe Schenke.

von

Honoré de Balzac.

Aus dem Französischen.

Quedlinburg und Leipzig.
Druck und Verlag von Gottfr. Basse.
1845

Inhaltsverzeichnis

Die rothe Schenke.

I. Einleitung.

II. Die beiden Compagnie-Chirurgen.

III. Die irdischen Richter.

IV. Der himmlische Richter.

V. Der Gewissensfall.

Schluß.

I.

Einleitung.

Es war gegen das Ende des Jahres 1830, als ein Banquier in Paris, der sehr ausgebreitete Verbindungen in Deutschland hatte, den einem jener Geschäftsfreunde besucht wurde, mit denen er schon lange im Briefwechsel gestanden hatte, ohne je ihre persönliche Bekanntschaft gemacht zu haben.

Dieser Freund, der Chef eines ziemlich wichtigen Hauses in Nürnberg, war ein gutmüthiger und wohlbeleibter Deutscher, ein Mann von Geschmack und Bildung, der seine Pfeife leidenschaftlich liebte und ein schönes breites Nürnberger Gesicht hatte, mit viereckigen offener Stirn, über der sich einige dünne und blonde Haare zeigten; man erkannte in ihm ein echtes Musterbild der Kinder jenes reinen und edlen Deutschlands, das so fruchtbar an ehrbaren Charakteren ist und dessen freundschaftliche Sitten selbst durch die wiederholten Einfälle roher Franzosen nicht verändert sind.

Der Fremde lachte viel, hörte aufmerksam den

Gesprächen Anderer zu und leerte sein Gläschen fleißig, indem er ein ebenso großer Liebhaber des französischen Champagner war, wie des vaterländischen Johannisbergers. Er hieß Hermann welcher altdeutsche Name noch immer beliebt ist. Als ein Mann, der nichts oberflächlich vorzunehmen pflegte, hatte er sich auch mit vieler Würde an den Tisch des Banquiers gesetzt und aß mit jenem deutschen Appetit, der in ganz Europa berühmt ist.

Der Hausherr hatte seinem Gaste jede mögliche Ehre erweisen wollen und daher zu diesem letzten Gastmahle einige vertraute Freunde eingeladen, teils Capitalisten, teils achtungswerthe Geschäftsleute; dann aber auch liebenswürdige und hübsche Frauen, deren anmutiges Geplauder und freimütige Sitten mit der deutschen Herzlichkeit im Einklang standen.

Hättet Ihr, meine Lesen gleich wie ich die Freude hatte, jene heitere Vereinigung von Leuten sehen können, welche ihre Geschäftsstellen für dieses Mal eingezogen hatten, um auf die Freuden des Lebens zu spekulieren, so hättet Ihr Euren Haß gegen wucherhaftes Disconto oder Eure Verwünschungen gegen Banquerotte zurückgenommen. Der Mensch kann nicht immer Böses thun, und selbst in der Gesellschaft von Piraten muß man einige angenehme Stunden verleiten können, während welcher man sich

in ihrem unheimlichen Fahrzeuge gleichsam wie in einer Schaukel zu befinden glaubt.

»Ehe wir uns aber trennen, muß uns Herr Hermann noch etwas erzählen, so eine deutsche Geschichte, die einem die Haare zu Berge sträubt. —«

Diese Worte wurden beim Nachtsche von einer bleichen, und blonden jungen Dame gesagt, welche ohne Zweifel Hoffmanns Erzählungen und Walter Scotts Romane gelesen hatte. Sie war die einzige Tochter des Banquiers, ein reizendes Wesen, dessen Erziehung im Gymnase vollendet wurde, und die in die reizenden Stücke eines Scribe ganz vernarrt war.

In diesem Augenblicke befanden sich die Gäste in jener glücklichen Stimmung der Trägheit und des Schweigens, in welche uns ein ausgesuchtes Mahl versetzt, während dessen wir unsern Verdauungskräften zu viel zugemuthet haben. Die Gäste hatten sich auf ihren Stühlen zurückgelehnt, stützten die Hände leicht auf den Rand des Tisches und ließen ihre Finger nachlässig mit den vergoldeten Messern spielen. Wenn ein Gastmahl zu diesem Augenblick der Neigung gekommen ist, dann giebt es Leute, welche die Kerne der verzehrten Birnen oder Aepfel fortknipsen; Andere machen Kügelchen aus dem Brot, die Verliebten bilden aus den Schalen der

Früchte Buchstaben auf ihren Tellern und die Geizhälse zählen ihre Nüsse und legen sie in Reih und Glied neben einander, daß sie den Statisten im Hintergrunde des Theaters gleichen. Das sind so kleine gastronomische Glückseligkeiten, über die uns Brillat-Savarin, ein sonst so gründlicher Schriftsteller, keine Auskunft in seinem Werke gegeben hat.

Die Diener waren verschwunden- Der Nachtschisch glich einem Reitergeschwader nach dem Gefechte. Alles war dienstunfähig, ermattet und entkräftet. Die Fruchtkörbchen irrten zerstreut auf dem Tische umher, obgleich es sich die Hausfrau angelegen sein ließ, dieselben in ihrer Ordnung zu halten. Einige betrachteten die Schweizer-Landschaften, welche prachtvoll eingerahmt und symmetrisch an die grauen Wände des Speisesaales gehängt waren; kein Gast aber langweilte sich, denn noch ist uns kein Mensch bekannt geworden, der durch die Verdauung eines guten Gastmahles traurig geworden wäre. Wir lieben es dann, in einer gewissen Ruhe zu bleiben, in einer Art gerechter Mitte zwischen der Träumerei des Denkers und der Zufriedenheit wiederkäuender Thiere. Es ist das die materielle Schwermuth der Gastronomie.

Daher wandten sich auch alle Gäste rasch gegen den guten Deutschen, von dem sie eine Ballade zu hören

wünschten, gleichviel, ob anziehend oder nicht; denn während dieser gesegneten Pause erscheint die Stimme eines Erzählers unsern übertäubten Sinnen stets angenehm, da sie das negative Glück derselben begünstigt.

Als Liebhaber von Gemälden bewunderte ich diese durch ein Lächeln erheiterten, durch die Kerzen verklärten und durch das gute Mahl purpur gefärbten Gesichter. Dieselben boten eine Verschiedenheit des Ausdrucks der und brachten wunderliche Effekte hervor, wenn man sie zwischen den Armen der Leuchter, zwischen den Porzellankörben, den Früchten und Krystallen hindurch betrachtete und das Spiel der Physiognomien beobachtete. Da wurde meine Einbildungskraft durch den Anblick eines mir gerade gegenüber sitzenden Gastes lebhaft erregt. Er war ein Mann von mittlerem Wuchs, ziemlich fett, heiter, zeigte die Haltung und das Benehmen eines Wechselagenten, der sich von seinen Geschäften zurückgezogen hat, schien aber nur mit sehr mittelmäßigen Geisteskräften begabt. Ich hatte ihn bisher nach nicht bemerkt.

In diesem Augenblicke kam es mir vor, als ob seine Züge, die ohne Zweifel durch eine falsche Beleuchtung verdüstert wurden, einen ganz andern Charakter annähmen: sein Antlitz wurde erdpfahl,

violette Färbungen durchfurchten dasselbe und man hätte sein Haupt für das eines Leichnams oder wenigstens eines im Todeskampfe Liegenden halten können. Unbeweglich, gleich der in einem Diorama vorgestellten Personen, hefteten sich seine Augen stumpfsinnig und regungslos auf die flimmernden Facetten eines Krystallstöpsels, doch zählte er dieselben gewiß nicht, sondern schien sich vielmehr irgend einer phantastischen Betrachtung der Vergangenheit oder der Zukunft überlassen zu haben. Als ich einige Zeit dieses zweideutige Antlitz geprüft hatte, erwachten die Gedanken in mir:

»Duldet er? — Ist er krank? — Hat er zu viel getrunken? — Ist er durch das Fallen der Staatspapiere zu Grunde gerichtet? — Denkt er daran, seine Gläubiger zu betrügen? —«

»Sehen Sie!« sagte ich zu meiner Nachbarin und machte sie aus den Unbekannten aufmerksam, »sieht er nicht aus, wie ein aufblühender Banquerott?«

»O!« antwortete seine Nachbarin, »dann wäre er heiterer! —«

Als sie diese Worte gesagt hatte, warf sie anmutig ihr Köpfchen auf und fuhr fort:

»Wenn der da sich zu Grunde richtet, so wallfahrte ich nach Rom! Er besitzt eine Million in liegenden

Gründen! — Er ist ein ehemaliger Lieferant der kaiserlichen Armeen, wunderbarlich, aber gutmüthig, und macht seine Frau außerordentlich glücklich. Er hat eine hübsche Tochter. — Machen Sie sich an die — sie wird einmal viel Vermögen bekommen.«

In diesem Augenblicke erhob der Lieferant seine Augen gegen mich. Sein Blick ließ mich erbeben, so düster und nachdenkend war derselbe! Wahrlich, in diesem Blicke lag die Geschichte seines ganzen Lebens. — Plötzlich aber wurde seine Physiognomie wieder heiter, er ergriff den Krystallstöpsel, steckte ihn mechanisch auf eine mit Wasser gefüllte Caraffe, welche vor seinem Teller stand, und wandte sein Antlitz lächelnd gegen Herrn Hermann. Der Unbekannte, beglückt durch seine gastronomischen Freuden, hatte ohne Zweifel nicht zwei Gedanken in seinem Gehirn und dachte an gar nichts! — Daher schämte ich mich auch gewissermaßen, meinen Scharfblick in *anima vili* eines fetten Geldmannes verschwendet zu haben.

Während ich die vergeblichen Beobachtungen anstellte, hatte der gute Deutsche seine Nase mit einer Prise Tabak versorgt, woraus er seine Erzählung begann.

Es würde mir zu schwer gefallen sein, dieselbe

wörtlich wieder zu geben, mit allen ihren häufigen Unterbrechungen und wortreichen Abschweifungen; daher habe ich sie nach meiner Art niedergeschrieben, dem Nürnberger die Fehler überlassen und mich nur dessen bemächtigt, was Poetisches und Interessantes in ihr lag; das aber gebe ich auch mit der Offenherzigkeit der Schriftsteller wieder, welche es unterlassen, aus dem Titel ihrer Bücher zu bemerken: *Aus dem Deutschen übersetzt.*

II.

Die beiden Compagnie-Chirurgen.

Gegen Ende den Vendemiaire im Jahre 7, nach unserer Zeitrechnung am 20. October 1799, reisten zwei junge Männer am frühen Morgen von Bonn ab langten gegen Abend in die Umgegend von Andernach, kleinen Stadt, welche einige Meilen von Coblenz, am linken Ufer des Rheins liegt.

Ein französischen Heercorps, vom General Angereau befehligt, stand damals in Schwaben, den Österreichern gegenüber, welche das rechte Ufer des Flusses inne hatten- Der Generalstab des republicanischen Heeres lag in Coblenz und eine halbe Brigade in Andernach.

Die beiden Reisenden waren Franzosen. Wenn man ihre blauen und weißen Uniformen mit Aufschlägen von rothem Sammet sah, besonders aber ihre Säbel und die mit grünem Wachstum überzogenen und mit dreifarbigem Federn geschmückten Hüte, so mußte man sie als Feldwundärzte erkennen, als Leute von Kenntnissen und Verdienstes, die vom größten Theile

des Heeres und selbst in den von unsern Truppen verheerten Ländern geliebt wurden.

Damals waren nämlich durch das Conscriptions-Gesetz des General Jourdan viele junge Leute ihrem medizinischen Cursus entrissen und hatten es natürlich vorgezogen, als Feldwundärzte auf den Wahlstätten ihre Studien fortzusetzen, da der Dienst eines gemeinen Soldaten mit ihrer frühern Erziehung und friedlichen Bestimmung zu wenig im Einklang gestanden haben würde. Als Männer von Kenntnissen, als friedliche und dienstfertige Leute, waren sie gewissermaßen wohlthätig inmitten so vielen Unglücke und standen im besten Einvernehmen mit allen Gelehrten der verschiedenen Länder durch welche die grausamer Civilisation der Republik ihren Weg nahm.

Die jungen Männer waren mit Reisekarten und Anstellungspatenten als Compagnie-Chirurgen versehen welche letztere von Coste und Bernadotte unterzeichnet waren, und begaben sich jetzt zu der halben Brigade, zu welcher man sie verwiesen hatte.

Beide gehörten bürgerliches Familien von Beauvais an, welche zwar mittelmäßig reich waren, allein die gefälligen Sitten und die Biederkeit der Provinz gewissermaßen ererbt hatten; sie waren mit der Post

bis nach Marburg gefahren und aus einer bei jungen Leuten sehr erklärlichen Neugierde vor der ihnen festgesetzten Zeit auf dem Schauplatze des Krieges eingetroffen.

Obgleich die mütterliche Klugheit ihnen nur eine geringe Summe mitgegeben hatte, so hielten sie sich dennoch für reich genug, da sie einige Goldstücke besaßen, welche in der That damals, wo man fürs Gold viel Geld bekam und die Assignaten den geringsten Wert erreicht hatten, ein wahrer Schatz waren. Die beiden Compagnie-Chirurgen, höchstens zwanzig Jahr alt, gehorchten daher auch der Poesie ihrer Lage mit dem ganzen Enthusiasmus der Jugend. Als Künstler, Philosophen und Beobachter gingen sie von Straßburg nach Bonn, besuchten dabei die Pfalz und die Ufer des Rheins und träumten dabei von dem Ruhme, den sie sich erwerben wollten.

Beide Jünglinge hatten sich jener hohen Bewunderung überlassen, von welcher gebildete Männer bei dem Anblick der Rheinufer und der deutschen Landschaften zwischen Mainz und Cöln ergriffen werden; man findet dort eine kräftige, reiche und üppige Natur, reich an Erinnerungen aus der Feudalzeit, aber auch an den Verwüstungen mit Feuer und Schwert, mit denen Ludwig XIV. und Turenne jene reizende Gegend heimsuchten. Hier und dort

bezeugen Ruinen den Uebermuth, oder vielmehr die Vorsicht des Königs von Versailles, welcher die wunderschönen Schlösser und Burgen verwüsten ließ, die jenen Theil Deutschlands ehemals schmückten. Wenn man jene wundervollen Gegenden schaut, so reich an reizenden Aussichten und malerischen Wäldern, so reich an Ruinen des Mittelalters, dann begreift man den deutschen Genius, seine Schwärmerei und feinen Mystizismus.

Der Aufenthalt der beiden Leute in Bann hatte die Belehrung und das Vergnügen zu gleicher Zeit zum Zweck. Das große Hospital der französisch-belgischen Armee und der Division Augerau's befand sich im kurfürstlichen Palaste. Die frischgebackenen Compagnie-Chirurgen begaben sich dorthin, ihre Kameraden zu sehen, die Empfehlungsschreiben, an ihre Vorgesetzten abzugeben und sich zugleich mit den ersten Pflichten ihres Standes bekannt zu machen. Zugleich legten sie dort, wie das so oft im Leben der Fall ist, manche ihrer Vorurtheile ab, denen wir so gern zu Gunsten der Denkmäler und Schönheiten Frankreichs treu bleiben. Überrascht von den Marmorsäulen des kurfürstlichen Palastes bewunderten sie jetzt das Großartige der deutschen Baukunst und fanden bei jedem Schritte neue Schätze aus alten oder neuern Zeiten. Die Wege, auf denen die

beiden Freunde nach Andernach ritten, führten sie von Zeit zu Zeit auf den Gipfel eines Granitberges, der sich über die andern Berge erhob, und dann erblickten sie über eine Böße des Waldes zwischen den Buchten der Felsen hindurch einen Theil des Rheinufer, von der üppigsten Vegetation gekrönt. Die Thäler, die Bäche und Bäume brachten jenen herbstlichen Duft aus, welcher zur Schwärmerei verleitet; die Spitzen der Waldungen begannen sich zu vergolden und jene warmen und braunen Töne anzunehmen, welche Zeichen des Greisenalters sind; die Blätter fielen, aber der Himmel zeigte noch ein schönes Azur, und die Wege beschrieben gelbe Linien durch die Landschaft, welche durch die schrägen Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet wurde.

Die beiden Freunde waren eine halbe Stunde von Andernach. Rundum herrschte tiefes Schweigen und man gewahrte nicht, das der Krieg dieses schöne Land verheerte. Sie verfolgten einen weg, der über die hohen und bläulichen Granitwände dahinführte, zwischen denen der Rhein zischt und braust.

Bald kamen sie einen jener Abhänge der Schlucht hinab, in deren Hintergrunde die kleine Stadt liegt, welche sich kokett am Ufer des Flusses ausbreitet und den Flußkähnen einen angenehmen Hafen darbietet.

»Deutschland ist ein sehr schönes Land«, sagte einer der beiden jungen Männer, Namens Prosper Magnan, in dem Augenblicke, als er die gemalten Häuser von Andernach erblickte, deren Reihen sich wie Eier in einem Korbe an einander drängten, aber durch Bäume und Gärten geschieden wurden. Dann bewunderte er einen Augenblick die spitzen Dächer mit vorspringenden Erkern, die hölzernen Galerien, die auf den Wogen des Hafens schaukelnder Kähne

* *
*
*
*

Unterbrechung.

In dem Augenblicke, als Herr Hermann den Namen Prosper Magnan aussprach, ergriff der ehemalige Lieferant die Caraffe goß Wasser in sein Glas und leerte dasselbe auf, einen-Zug.

Diese Hast erregte meine Aufmerksamkeit. Ich glaubte ein leichtes Zittern seiner Hände und Feuchtigkeit auf seiner Kapitalisten-Stirn zu erblicken.

»Wie heißt dieser Lieferant? —« fragte ich meine gefällige Nachbarin.

»Mauricey —« antwortete sie mir.

»Wird Ihnen unwohl?« fragte ich, als ich den sonderbaren Mann erbleichen sah.

»Keineswegs! —« sagte er und dankte mir mit höflicher Verneigung für meine Theilnahme.

»Ich höre zu —« bemerkte er dann und nickte den Gästen, von denen er verstohlener Weise angeblickt wurde mit, seinem Kopfe zu.

»Ich habe den Namen des andern jungen Mannes vergessen«, sagte Hermann; »nur so viel entsinne ich mich aus Prosper Magnans Mittheilungen daß sein Gefährte ein braunhaariger, ziemlich hagerer und jovialer Gesell war. Mit Ihrer Erlaubniß werde ich ihn Wilhelm nennen, damit meine Geschichtserzählung deutlicher werde.«

Der gute Deutsche fuhr darauf in seiner Erzählung fort, nachdem er ohne Achtung gegen den Romantismus und die locale Färbung seinen Compagnie-Chirurgus mit einem deutschen Namen beschenkt hatte.

Fortsetzung.

Als die beiden jungen Leute nach Andernach gelangten, war es bereits finstere Nacht. Sie bedachten, daß sie zu viel Zeit verlieren würden, wenn

sie erst zu ihren Vorgesetzten gehen, sich denselben zu erkennen geben und von ihnen ein militärisches Quartier in einer schon von Soldaten überfüllten Stadt anweisen lassen wollten; daher entschlossen sie sich, die letzte Nacht ihrer Freiheit in einer Schenke zuzubringen, welche hundert Schritt von Andernacht lag und deren grellen, durch das Feuer der untergehenden Sonne noch glühender gemachten Anstrich sie bereits von der Höhe der Felsen herab bewundert hatten.

Diese Schenke war ganz roth angestrichen und brachte dadurch eine wunderliche Wirkung in dem Landschaftsgemälde hervor, indem sie theils lebhaft gegen die Stadt selbst abstach, theils auch einen Gegensatz zu dem Grün der verschiedenen Bäume und der gräulichen Färbung des Wassers bildete.

Dieser Haus verdankte eben seinen Namen dem äußern Anstrich, der ihm also wohl durch die Laune des Begründers gegeben und seit undenklichen Zeiten unverändert geblieben sein mochte; auch der Aberglaube der verschiedenen Besitzer dieses Gasthauses, welches bei den Schiffern des Rheines in großem Rufe stand, mochte dazu beigetragen haben, sorgfältig das äußere Ansehen zuerhalten.

Als der Besitzer der rothen Schenke Rossehufe

vernahm, trat er auf die Schwelle der Thür.

»Der Tausend!« rief er aus, »meine Herren, noch einen Augenblick später, und sie hätten unter freiem Himmel auf der Streu schlafen können, wie des größte Theil Ihrer Landsleute, welche auf der andern Seite von Andernach beiwachten. Bei mir ist Alles voll! — Wenn Sie darauf bestehen, in einem guten Bette zu schlafen, so kann ich Ihnen nur mein eigenes Zimmer anbieten. — Was ihre Pferde betrifft, so werde ich für diese auf dem Hofe eine Streu machen, denn die Ställe sind mit Christenmenschen überfüllt. —«

»Kommen die Herren aus Frankreich? —« frage er nach einer kurzen Pause.

»Von Bonn! —« versetzte Prosper. »Wir haben seit heute morgen noch nichts gegessen.«

»O! was die Lebensmittel betrifft! —«

Der Schenkwirt warf sich in die Brust.

»Man kommt aus zehn Meilen in der Runde, um Hochzeitsfeiern in der rothen Schenke zu begehen! — Sie sollen ein fürstlichen Mehl haben. — Rheinfische! — damit ist Alles gesagt. —«

Die Compagnie-Chirurgen überließen ihre ermatteten Gäule der Sorgfalt des Wirthes, der vergebens nach seinem Hausknecht rief; sie ließen ihn indeß rufen und traten ins Gastzimmer.

Die dichten und bläulichen Wolken, mit denen eine zahlreiche Versammlung von Rauchern das Zimmer erfüllte, erlaubten nicht, gleich beim Eintreten die Gäste zu Unterscheiden, mit denen sie sich zusammenfanden; als sie sich aber an einen Tisch gesetzt hatten, und nun mit der praktischen Geduld jener philosophischen Reisenden, welche das Unnütze alles geräuschvollen Auftretens erkannt haben, prüfende Blicke um sich warfen, da unterschieden sie endlich durch die Tabakswolken hindurch allen nöthigen Hausrath einer deutschen Schenke: den breiten Ofen, die Schwarzwälder Uhr, die langen Tafeln, die Bierkrüge, die kurzen Pfeifen, und hier und da fremdartige jüdische und deutsche Gesichter, zwischen ihnen auch die rohen Gestalten der Schiffsknechte. Die Epauletten einiger französischen Offiziere leuchteten durch diesen Nebel und das Klirren der Sporen und Säbel ließ sich fortwährend, auf dem Fußboden vernehmen. Einige spielten Karte, Andere stritten sich, Viele schwiegen, Manche aßen, tranken, oder gingen auf und nieder.

Eine kleine dicke Frau mit einer schwarzen Sammetmütze, einem blauen Vortuche und einem Schlüsselbunde an der Seite wurde leicht als die Wrthin erkannt; sie besaß eine außerordentliche Geschicklichkeit, die beiden Gäste durch die Schule

der Geduld zu führen.

Allmählich verminderte sich der Lärm, die Reisenden zogen sich zurück, die Rauchwolke verschwand, und als das Gedeck der Compagnie-Chirurgen aufgelegt war, als des Rheines klassischer Karpfen auf dem Tische erschien, da war das Zimmer leer, denn es hatte schon elf Uhr geschlagen. Die Stille der Nacht ließ das Geräusch hören, welches die Pferde beim Fressen verursachten, so wie auch das Murmeln des Rheines und jenes unbeschreibliche Getöse, welches in einer Schenke entsteht, wenn sich Jedermann zu Bett begibt. Die Thüren und die Fenster öffneten und schlossen sich, man vernahm undeutliches Gemurmel von Stimmen, und dann und wann erscholl ein Rufen durch die Zimmer.

In diesem Augenblicke des Schweigens und des verworrenen Getöses saßen die beiden Franzosen bei ihrem Mahle, während der Wirth sich ihnen gegenüber setzte und Andernach, sein Essen, seinen Rheinwein, die republikanische Armee und seine Frau rühmte. Da vernahm man die heisern Stimmen von Bootsknechten und hörte ein Fahrzeug im Hafen landen.

Der Schenkwirt, der ohne Zweifel mit den rauhen Tönen der Ruderer schon vertraut war, ging eilig

hinaus und kehrte bald wieder zurück; er führte einen kleinen dicken Mann herein, hinter welchen zwei Bootsknechte gingen, die ein schweres Felleisen und einiges andere Gepäck trugen.

Als das Gepäck in dem Zimmer niedergelegt war, ergriff der kleine Mann sein Felleisen und legte es neben sich, während er sich ohne Umstände neben den beiden Compagnie-Chirurgen an den Tisch setzte.

»Nun geht und schlaft in Eurem Schiffe! —« sagte er zu den Matrosen, »weil die Schenke schon voll ist. Wenn wir Alles ordentlich erwägen, so wird das so am besten sein —«

»Mein Herrn« sagte der Wirth zu dem Neuangekommenen, »was Sie da auf dein Tische sehen, sind meine letzten Vorräthe! —«

Damit zeigte er auf das Abendessen, das er den beiden Franzosen aufgetragen hatte.

»Ich habe keine Brotrinde mehr, kein Knöchelchen —«

»Vielleicht Sauerkraut?«

»Nicht so viel, wie in den Fingerhut meiner Frau geht! — und wie ich die Ehre gehabt habe, Ihnen bereits zu sagen, Sie können auch kein anderes Bett bekommen, als den Stuhl, auf welchem sie sitzen, und kein anderes Zimmer als diese Gaststube hier.«

Als der Wirth diese Worte gesagt hatte, warf der kleine Mann auf ihn, auf den Saal und die beiden Franzosen einen Blick, in dem sich Klugheit und Schrecken gleicher Weise zeigte.

Hier muß ich Ihnen auch noch bemerken, unterbrach sich Herr Hermann, daß wir weder den wahren Namen, noch die Geschichte dieses Unbekannten erfahren haben; seine Papiere wiesen nur so viel aus, daß er den Namen Wallhäuser angenommen hatte, und von Aachen kam und in der Gegend von Neuwied eine ziemlich bedeutende Stecknadelfabrik besessen habe.

Gleich allen Fabrikanten jener Gegend trug er einen Überrock von groben Tuch, Beinkleider und Weste von dunkelgrünem Sammet und einen breiten ledernen Gurt um den Leib. Sein Gesicht war ganz rund, sein Benehmen offen und herzlich, doch fiel es ihm sehr schwer, eine geheime Ahnung oder vielleicht einen grausamen Verdacht völlig zu verheimlichen.

Die Meinung des Gastwirthes war stets, daß dieser deutsche Geschäftsmann aus seinem Vaterlande geflohen sei, und später habe ich auch erfahren, daß seine Fabrik in Folge eines jener Zufälle, die in Kriegszeiten unglücklicher Weise so häufig sind, abgebrannt war. Obgleich der Ausdruck seiner Züge

im Allgemeinen mißtrauisch war, so deuteten dieselben dennoch auf eine große Gutmüthigkeit und waren recht angenehm; besonders auffallend war die Weiße seines breiten Halses, die durch eine schwarze Binde noch noch mehr gehoben wurde, so daß auch Wilhelm scherzhafter Weise seinen Freund darauf aufmerksam machte.

* *
*

Hier trank Herr Mauricey ein Glas Wasser.

*
* *

Prosper bot höflich dem Fremden sein Abendessen an und Wallhäuser langte ohne Umstände zu, wie ein Mann, der es fühlt, daß es in seiner Macht liegt, eine solche Höflichkeit wieder gut zu machen. Er legte sein Felleisen auf die Erde, setzte seinen Fuß auf dasselbe, nahm seinen Hut ab, ließ sich an dem Tische nieder und legte seine Handschuh und zwei Pistolen ab, sie er in seinem Gürtel hatte.

Der Wirth reichte ihm schnell einen Teller und die

drei Gäste befriedigten schweigend ihren Appetit.

Die Atmosphäre des Saales war so schwül und die Fliegen so zahlreich, daß Prosper den Wirth bat, ein Fenster zu öffnen, welches der Thür gegenüber war, damit die Luft erneuert werde.

Dieses Fenster war durch einen Eisenstab verschlossen, dessen beide Enden in Löcher gingen, die in den beiden Ecken der Brüstung angebracht waren. Zu größerer Sicherheit gingen noch zwei Schrauben durch diese Stange und verbanden mit derselben die Ladenflügel.

Zufällig bemerkte Prosper, auf welche Weise man es anfangen müsse, um das Fenster zu öffnen.

»Es ist nöthig,« sagte der Hermann zu uns, — »daß ich Ihnen die ganze innere Einrichtung der Schenke beschreibe, denn von der genauen Kenntniß der Örtlichkeit derselben hängt das ganze Interesse unserer Geschichte ab.«

Das Wirthszimmer, in welchem sich die drei Personen befanden, hatte zwei Ausgänge, die in das Freie führten. Der eine führte auf den Weg nach Andernach, welcher am Rheine entlang geht, und dort befand sich natürlich ein kleiner Landungsplatz, wo das von dem Kaufmanne für seine Reise gemietete Fahrzeug angebunden war; die andere Thür ging auf

den Hof der Schenke. Dieser Hof war von sehr hohen Mauern umgeben und für diese Nacht von Pferden und andern Thieren erfüllt, da die Stätte von Menschen eingenommen waren. Das Thor des Hofes war so sorgfältig barricadirt, daß der Wirth den Kaufmann und die Schiffsknechte durch diejenige Thür des Zimmers hatte eintreten lassen müssen, welche nach der Straße hinging. Nachdem er das Fenster geöffnet hatte, wie es Prosper Magnan wünschte, verschloß er jene Thür, schob die Riegel vor und schraubte dieselbe mit Schrauben fest.

Das Schlafzimmer des Wirths, in welchem die beiden Compagnie-Chirurgen schlafen sollten, stieß an das Gastzimmer und war durch eine ziemlich dünne Wand von der Küche getrennt, in welcher die Wirthin und ihr Mann wahrscheinlich zubringen mußten, denn die Magd war hinausgegangen, um irgendwo in einer Krippe oder auf dem Heuboden ihr Lager zu suchen. Man begreift nun wohl, daß das Gastzimmer, das Schlafzimmer des Wirths und die Küche gewissermaßen von dem übrigen Theile der Schenke getrennt waren. Auf dem Hofe lagen zwei große Hunde, welche sich durch ihr laut tönendes Gebell als sehr wachsame und sehr reizbare Hüter auswiesen.

»Was für eine schöne stille Nacht!« sagte Wilhelm

und schaute nach dem Himmel, als der Wirth mit der Verwahrung der Thür fertig war.

Das Rauschen der Wogen unterbrach fest allein die tiefe Stille der Natur.

»Meine Herren,« sagte der Kaufmann zu den beiden Franzosen, »erlauben Sie mir, daß ich Ihnen einige Flaschen Wein anbiete, damit wir unsern Karpfen benetzen. Beim Glase werden wir uns von der Ermüdung des Tages erholen. Ihr Aussehen und der Zustand ihrer Kleidung zeigt mir, daß Sie, wie ich, heute einen ziemlichen Weg zurückgelegt haben.«

Die beiden Freunde nahmen das Anerbieten an, und der Wirth ging durch die nach der Küche führende Thür, um in den Keller zu gelangen, der also wahrscheinlich mit der Küche in Verbindung stand.

Als fünf ehrwürdige Flaschen von dem Wirthe herbeigebracht und auf den Tisch gesetzt waren, trug seine Frau eben die letzten Schüsseln auf. Sie warf den verständigen Blick einer Hausfrau über das Zimmer und auf den Tisch, worauf, sie in die Küche zurückkehrte und die Überzeugung mit sich nahm, für alle Bedürfnisse der Reisenden gesorgt zu haben. Die vier Gäste, denn auch der Wirth wurde aufgefordert mitzutrinken, hörten nicht, daß sie sich zur Ruhe legte; allein später vernahm man in den Augenblicken,

während welcher das Gespräch der Trinker verstummte, ein sehr deutliches Schnarchen, das durch die Bretter des Hängebodens, auf welchem das Hausmädchen sein Nest gemacht hatte, noch tönender wurde, so daß die Freunde, noch mehr aber der Wirth, darüber lachten.

Gegen Mitternacht, als nur noch Backwerk, Käse, Obst und guter Wein auf dem Tische standen, wurden die Fremden, besonders aber die beiden jungen Franzosen, weit offener und mittheilender. Sie sprachen von ihrem Vaterlande, von ihren Studien, vom Kriege, kurz, die Unterhaltung wurde mit jedem Augenblicke belebter.

Prosper Magnan entlockte den Augen des flüchtigen Kaufmanns einige Thränen, als er mit der Freimüthigkeit der Picardie und mit der Unschuld einer guten und zärtlichen Natur daran dachte, was wohl seine Mutter in diesem Augenblick beginnen möge, während er sich an den Ufern des Rheines befinde. —

»Ich sehe sie jetzt,« sagte er, »wie sie ihr Abendgebet liest, bevor sie sich zur Ruhe niederlegt! Sie vergißt mich gewiß nicht und wird sich fragen: Wo mag er wohl jetzt sein, mein armer Prosper? — Wenn sie aber beim Spiele ihrer Nachbarin einige

Saus abgewonnen hat —«

»Deine Mutter vielleicht«, fuhr er darauf fort und stieß Wilhelm mit dem Ellenbogen an. —

»So wird sie dieselben in den rothen Topf von rothem Thon legen,« fuhr er darauf fort, »in welchem sie die Summe sammelt, die sie zum Ankauf der dreißig Acker bedarf, welche mitten in ihrer kleinen Besetzung von Lescheville liegen. Diese dreißig Acker sind etwa sechzigtausend Franken werth. Sie bestehen in guten Wiesen. — Ach! Wenn ich die mal bekäme, so würde ich bis an mein Lebensende in Lescheville bleiben, ehe nach Höherem zu streben. Wie — oft hat sich mein Vater diese dreißig Acker gewünscht und den hübschen Bach der sich durch jene Wiesen schlängelt! — Wie oft habe ich dort gespielt! —«

»Herr Wallhäuser, haben sie nicht Ihr hoc erat in votis?« fragte Wilhelm.

»Ja, mein Herr, ja aber — ich hatte man schon alles erreicht und — jetzt —«

Der gute Mann schwieg.

»Ich,« sagte der Wirth, Antlitz sich leicht purpurn gefärbt hatte, »ich habe in den letzten Jahre einen Weinberg gekauft, den ich schon seit zehn Jahren gewünscht hatte.«

Sie plauderten miteinander als Leute, deren Zunge

durch den Wein gelöst war, und widmeten einander gegenseitig jene vorübergehende Freundschaft, mit der wir auf Reisen geizen, so daß Wilhelm, als sie sich zur Ruhe legen wollten, dem Kaufmann sein Bett anbot.

»Sie können dasselbe umso unbedenklicher annehmen«, sagte er zu ihm, »als ich mit Prosper zusammenschlafen kann; es ist das nicht das erste Mal und wird auch wohl noch nicht das letzte sein. Sie sind unser Ältester und wir müssen das Alter ehren! —«

»Bah!« sagte der Wirth, »in dem Bette meiner Frau liegen mehre Unterbetten, wir können eins derselben auf die Erde legen.«

Dann schloß er das Fenster und machte dabei so viel Geräusch, wie gewöhnlich, ohne sich um die Schlafenden zu kümmern.

»Ich nehme das Anerbieten an,« sagte der Kaufmann. —

Dann setzte er mit leiserer Stimme hinzu:

»Ich gestehe, daß ich es so gewünscht hatte — meine Ruderknechte scheinen mir verdächtig — gern bringe ich daher die Nacht in Gesellschaft zweier wackerer und guter junger Männer zu, zweier französischer Kriegersleute! — Ich habe hunderttausend

Franken in Gold und in Diamanten in meinem Felleisen! —«

Die freundliche Zurückhaltung, mit welcher die beiden jungen Männer diese unvorsichtige Mittheilung aufnahmen, ermutigte den guten Deutschen.

Der Wirth war seinen Gästen noch ins der Schlafkammer behilflich und als Alles auf das Beste eingerichtet war, wünschte er ihnen eine gute Nacht und begab sich zu Bett.

Der Kaufmann und die beiden Compagnie-Chirurgen scherzten noch über die Beschaffenheit ihrer Betten.

Prosper legte sein und Wilhelms Besteck unter das Kopfkissen, um es zu erhöhen und den fehlenden Pfühl zu ersetzen, während Wallhäuser im Uebermaß der Vorsicht sein Felleisen unter sein Kopfkissen legte.

»So schlafen wir Beide auf unserm Glück: Sie auf Ihrem Gold, ich auf meinem Besteck — Nun bleibt nur noch zu unterscheiden, ob mir meine Instrumente einmal eben so viel Gold einbringen werden, wie Sie bereits erworben haben. —«

Wallhäuser und Wilhelm schliefen bald ein.

Prosper Magnan konnte den Schlaf nicht finden,

weil entweder sein Lager zu hart war, oder weil seine große Ermattung eine Ursache der Schlaflosigkeit war, oder auch weil diese durch die unglückliche Stimmung seiner Seele herbeigeführt wurde.

Seine Gedanken gewannen allmählich eine böse Richtung und er dachte nur noch an die hunderttausend Franken, auf denen der Kaufmann schlief.

Für ihn waren hunderttausend Franken ein ungeheures und ganz gefundenes Vermögen.

Er dachte an die tausend verschiedenen Weisen, auf die man das Geld anwenden könnte, er baute Luftschlösser, wie wir deren so gern in dem Augenblicke bauen, welcher dem Einschlafen vorangeht, zu der Zeit, wo verworrene Bilder in unserm Geiste auftauchen und unser Denken während des Schweigens der Nacht oft eine magische Kraft gewinnt. Er erfüllte die Wünsche seiner Mutter, er kaufte die dreißig Acker Wiesen, er verheirathete sich mit einem Fräulein aus Beauvais, an die er jetzt wegen der Ungleichheit des Vermögens nicht denken durfte. Er verschaffte sich mit jener Summe ein Leben voll Wonne, erblickte sich als Familienvater, als glücklich, reich, angesehen, vielleicht als Maire von Beauvais.

Das Haupt des Sohnes der Picardie glühte, er dachte

an Mittel, um seine Wünsche in Wirklichkeit zu verwandeln. Mit außerordentlicher Wärme berechnete er ein theoretisches Verbrechen und je mehr er an den Tod des Kaufmanns dachte, desto deutlicher sah er das Gold und die Diamanten. Seine Augen wurden geblendet — sein Herz schlug stürmisch. Schon sein Gedanke war ein Verbrechen. — Bezaubert durch die Menge Gold berauschte er sich moralisch durch Gründe, wie sie nur ein Meuchelmörder erfinden kann. Er fragte sich, ob dieser arme Deutsche nöthig habe, länger zu leben. - Er dachte sich, daß derselbe nie existiert habe — kurz, er überlegte das Verbrechen, um sich Straflosigkeit zu sichern.

Auf dem andern Ufer des Rheins standen die Österreicher; unter den Fenstern hielt eine Barke mit Ruderknechten; er konnte dem Manne den Hals abschneiden, ihn in den Rhein werfen, sich mit dem Felleisen durchs Fenster retten, den Ruderknechten Gold anbieten und in das österreichische Gebiet entfliehen. Er berechnete sogar den Grad der Geschicklichkeit, den er sich in der Anwendung seiner chirurgischen Instrumente erworben hatte, um das Haupt seines Opfers auf eine solche Weise vom Rumpfe zu trennen, daß dasselbe nicht einen Ton ausstoße.

* *
*

Herr Mauricey wischte den Angtschweiß von seiner Stirn und trank wieder sein Glas Wasser.

* *
* *

Prosper erhob sich langsam und ohne ein Geräusch zu veranlassen; überzeugt, daß er Niemand erweckt habe, kleidete er sich an und begab sich in das Gastzimmer; mit jener unglücklichen Geschicklichkeit, die dem Menschen oft so plötzlich zu Theil wird, mit jener Kraft des Willens, die nie den Gefangenen oder den Verbrechen fehlt, wenn sie ihre Pläne ausführen wollen, schraubte er die Eisenstäbe ab, zog sie aus ihren Vertiefungen, ohne das geringste Geräusch zu veranlassen, stellte sie an die Wand und öffnete die Flügel der Laden, indem er sie in ihnen Angeln hob, um jedes Knarren zu vermeiden; der Mond beleuchtete diese Scene mit seinem bleichen Schein und erlaubte ihm undeutlich die Gegenstände in dem Schlafzimmer zu erblicken, in welchem Wilhelm und Wallhäuser schliefen. —

Da zögerte er einen Augenblick, wie er mir gestanden hat; denn die Schläge seines Herzens waren so schnell, so kräftig und so laut geworden, daß er darüber gewissermaßen; entsetzt war und fürchtete, nicht mit der gehörigen Kaltblütigkeit handeln zu können, denn seine Hände zitterten und seine Füße schienen ihm auf glühenden Kohlen zu stehen. Allein die Ausführung seiner Absicht versprach ihm ein so großes Glück, daß er in dieser Gunst des Schicksals eine Art von Vorausbestimmung erkannte. Er öffnete das Fenster und kehrte in das Schlafzimmer zurück! Er nahm sein Besteck und suchte das Instrument, welches ihm zur Vollziehung seines Verbrechens am geeignetsten schien.

»Als ich neben das Bett trat,« erzählte er mir, »empfahl ich mich mechanisch dem Herrn.«

In dem Augenblick, wo er seinen Arm erhob und alle seine Kräfte zusammennahm, hörte er eine Stimme in seiner Brust und glaubte einen Lichtschein zu erblicken.

Da warf er das Instrument auf sein Bett, entfloh in das andere Zimmer und stellte sich vor das Fenster, welches er geöffnet hatte.

Hier fühlte er den tiefsten Abscheu vor sich selbst, gewahrte aber dennoch, wie schwach seine Tugend sei

und fürchtete, dem mächtigen Zauber zu erliegen, dessen Beute er war. Daher sprang er rasch auf den Weg hinaus und erging sich am Rheine entlang, indem er gewissermaßen Schildwache vor der Schenke spielte.

Manchmal führten ihn seine eiligen Schritte bis nach Andernach, oft auch wieder auf der entgegengesetzten Seite bis zu dem Abhange, den er Abends zuvor herabgekommen war; allein das Schweigen der Nacht war so tief, er verließ sich sowohl auf die Wache haltenden Hunde, daß er bisweilen das Fenster aus den Augen verlor, welches er offen gelassen hatte.

Es war sein Zweck, sich zu ermüden und so den Schlaf herbeizurufen. Während er aber so sich unter einem wolkenlosen Himmel erging, dessen schöne Gestirne er bewunderte, vielleicht auch in Folge der rinnen Luft der Nacht, oder des schwermüthigen Rauschens der Wellen, versank er in eine Träumerei, welche ihn allmählich zu den Begriffen einer gesunden Moral zurückführte und endlich vollkommen seinen augenblicklichen Wahnsinn verbannte. Die Lehren, die er bei seiner Erziehung erhalten hatte, die Vorschriften der Religion, besonders aber, wie er mir gestanden hat, die Bilder des bescheidenen Lebens, das er bisher unter dem

väterlichen Dache geführt hatte, trugen den Sieg über seine bösen Gedanken davon.

Als er nach einem langen Nachdenken zurückkehrte, dessen Zauber er sich überlassen hatte, während er am Ufer des Rheines stand und sich mit seinem Ellenbogen auf einen Felsblock stützte, da hätte er, wie er mich versicherte, bei einer Milliarde in Gold nicht schlafen, sondern wachen können. —

In dem Augenblicke, wo seine Rechtschaffenheit stolz und kräftig aus diesem Kampfe hervorging, da warf er sich in einem Gefühl des Entzückens und Glücks auf die Kniee, dankte Gott, fand sich glücklich, leicht, zufrieden, wie an dem Tage seiner ersten Communion, wo er sich den Engeln gleich gestellt hatte, weil er den Tag verlebt, ohne weder in Worten, noch in Werken, noch in Gedanken zu sündigen.

Er kehrte in die Schenke zurück, schloß das Fenster ohne dabei ein Geräusch zu fürchten, und legte sich auf der Stelle in das Bett.

Seine körperliche und geistige Ermattung rief schnell den Schlaf herbei, und kaum hatte er das Haupt auf sein Kopfkissen gelegt, als er in jene erste und phantastische Verwandlung verfiel, die stets einem tiefen Schläfe vorangeht. Seine Sinne wurden

umstrickt, sein Leben verschwand allmählich, seine Gedanken blieben unvollkommen, und die letzten Regungen seiner Sinne schienen eine Art von Träumerei zu sein.

»Wie schwer die Luft ist!« dachte Prosper. »Es kommt mir vor als athmete ich feuchte Dünste ein — fast wie die Ausdünstungen warmen Wassers. —«

Er erklärte sich diese Wirkung der Atmosphäre durch den Unterschied, welcher nothwendig zwischen der Luft des Zimmers und der reinen Atmosphäre des Gefildes stattfinden müsse.

Bald hörte er ein periodisches Geräusch, dem etwa gleich, welches die aus einer Fontaine fallenden Wassertropfens veranlassen, wenn der Hahn nicht völlig schließt.

Es ergriff ihn ein panischer Schrecken, er wollte sich erheben und den Wirth rufen, er wollte den Kaufmann oder Wilhelm erwecken; da erinnerte er sich zu seinem Unglück an die Schwarzwälder Uhr und glaubte die Bewegung des Pendels zu erkennen-, worauf er unter dieser unbestimmten und verworrenen Vernehmung einschlieft.

*

*

*

»Beliebt Ihnen Wasser, Herr Mauricey?« fragte der Herr vom Hause, als er sah, das der Lieferant mechanisch nach der Caraffe griff.

Sie war leer.

III.

Die irdischen Richter.

Herr Hermann fuhr nach der leichten Unterbrechung, welche durch die Bemerkung des Banquiers veranlaßt war in seiner Erzählung fort.

»Am folgenden Morgen«, sagte er, »wurde Prosper Magnan durch einen lauten Lärm erweckt. Es war ihm, als hätte er ein durchdringendes Geschreis vernommen. Er fühlte jenes heftige Zittern der Nerven, dessen Schmerz wir fühlen, wenn durch das Erwachen ein unangenehmes Gefühl vollendet wird, das wir bereits während des Schlafes empfanden. Es geht dann eine physiologische Thatsache in uns in Erfüllung, eine Ueberrumpelung, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, die noch nicht hinreichend beobachtet ist, obgleich sie für die Wissenschaft merkwürdige Phänomene enthält. Diese schreckliche Angst, welche vielleicht durch eine zu schnelle Vereinigung unserer beiden Naturen hervorgebracht wird, welche fast stets während des Schlafes getrennt sind, ergreift uns gewöhnlich sehr

schnell und geht eben so schnell vorüber; bei dem armen Compagnie-Chirurgus dauerte sie aber an, wuchs sogar plötzlich und veranlaßte ihm einen schrecklichen Schauer, als er zwischen seinem Lager und Wallhäusers Bett einen Blutsumpf erblickte. Der Kopf des armen Deutschen lag an der Erde und der Körper im Bette.«

Alles Blut war durch den Hals entströmt.

Als er die Augen dieses Hauptes sah, die noch geöffnet waren und starr vor sich hinblickten, als er das Blut sah, welches sein Bett und selbst seine Hände beschmutzt hatte, als er sein chirurgisches Instrument auf dem Bette erkannte, da wurde er ohnmächtig und fiel in Wallhäusers Blut zurück. —

»Das war schon eine Strafe für meine bösen Gedanken«, sagte er zu mir.

Als er sein Bewußtsein wieder erlangte, fand er sich in dem Gastzimmer. Er saß auf einem Stuhle, umgeben von französischen Soldaten und in Gegenwart einer aufmerksamen und neugierigen Menge. Stumpfsinnig blickte er auf einen republicanischen Offizier, welcher eben die Aussagen einiger Zeugen vernahm und wahrscheinlich ein Protokoll aufsetzte. Er erkannte den Wirth, dessen Frau, die beiden Ruderknechte und die

Wirthshausmagd.

Das chirurgische Instrument, dessen sich der Meuchelmörder bedient hatte —

Unterbrechung.

Bei diesen Worten hustete Herr Mauricey, zog sein Taschentuch aus der Tasche, schnaubte sich und trocknete seine Stirne allein diese höchst natürlichen Geschäfte wurden nur von mir bemerkt, denn alle andern Gäste hatten ihre Augen auf Herrn Hermann geheftet und lauschten mit ängstlicher Spannung seiner Erzählung.

Der Lieferant stützte seinen Ellenbogen auf den Tisch, legte sein Haupt in die rechte Hand und blickte Herrn Hermann unverwandt an; dann gab er kein Zeichen von Aufregung oder Theilnahme mehr, aber sein Antlitz blieb nachdenkend und erdfahl, wie in jenem Augenblicke, wo er mit dem Stöpsel der Caraffe gespielt hatte.

Fortsetzung.

Das chirurgische Instrument, dessen sich der Meuchelmörder bedient hatte, lag nebst Prosper's

Besteck, Brieftasche und Papieren auf dem Tische. Die Blicke der Versammlung fielen abwechselnd auf diese überführenden Gegenstände und auf den jungen Mann, der dem Tode nahe schien und dessen erloschene Augen ohne Ausdruck vor sich hinstarrten. Das verworrene Toben, welches man draußen hörte, deutete, auf die Gegenwart einer Menge, welche durch die Neuigkeit, des Verbrechens vor der Schenke versammelt war und vielleicht auch aus dem Wunsche den Mörder kennen zu lernen. Die Schritte der Schildwachen, welche unter den Fenstern des Gastzimmers aufgestellt waren, das Klirren ihrer Gewehre übertönten das Gemurmel der plaudernden Menge; die Schenke aber war verschlossen, der Hof leer und still.

Prosper Magnan vermochte den Blick des Offiziers nicht zu ertragen, welcher das Protokoll aufnahm. Da fühlte er von einem Unbekannten seine Hand gedrückt, erhob seine Augen, als hoffte er, unter der feindselig gegen ihn gestimmten Menge einen Beschützer zu finden, und erkannte dann an der Uniform den Staats-Chirurg der in Andernach cantonnirenden halben Brigade. Der Blick dieses Mannes war so durchdringend und streng, daß der arme junge Mann darüber zusammenschauderte und sein Haupt auf die Rückenlehne des Stuhles

zurücksinken ließ; ein Soldat hielt ihm indes Riechsalz vor und er gewann sogleich seines Besinnung wieder. Seine unsteten Blicke waren jedoch so sehr allen Lebens und aller Besinnung beraubt, daß der Chirurg, nachdem er Prosper's Puls befühlt hatte, zu dem Offizier sagte:

»Hauptmann, es ist unmöglich, diesen Mann in diesem Augenblicke zu verhören. —«

»Nun gut! so führt ihn hinweg —« antwortete der Hauptmann, indem er den Stabschirurg unterbrach und sich an einen Corporal wandte, der hinter dem Compagnie-Chirurgus stand.

»Elender,« sagte der Soldat mit leiser Stimme zu ihm, »geh doch wenigstens vor diesen Schuft von Deutschen mit festen Schritten, um die Ehre der Republik zu retten.«

Diese Ermahnung brachte Prosper Magnan zur Besinnung, er erhob sich und ging einige Schritte; als sich aber die Thür öffnete, als die freie Luft ihm entgegenströmte, als er die Menge hereindringen sah, da verließen ihn seine Kräfte, seine Kniee beugten sich und er wankte.

»Dieser verdammte Maulwurf verdient zwei Mal um Tod! — So geh doch —« sagten die beiden Soldaten, welche ihm mit ihren Armen zu Hilfe

kamen, um seinen Gang zu unterstützen.

»O! der Elende! der Niederträchtige! — das ist er! — er ist es! — da ist er! — seht Ihr ihn! —«

Diese Worte schienen ihm von einer einzigen Stimme gesagt zu werden, von der lärmenden Stimme der Menge, die ihn unter Schmähungen begleitete und mit jedem Schritte wuchs.

Auf dem ganzen Wege von der Schenke bis zum Kerker, vernahm Prosper das laute Gemurre des Volks und der Soldaten, hörte die Stimmen der mit einander Sprechenden, sah den klaren Himmel und athmete die frische Luft des Herbsttages, erblickte Andernach und die sich kräuselnden Wellen des Rheines; allein alle diese Eindrücke gelangten nur verworren und undeutlich zu seiner Seele, gleich allen den Gefühlen, deren er sich seit seinem Erwachen bewußt geworden war; in Augenblicken glaubte er sogar, wie er mir gestand, nicht mehr zu leben.

»Ich war damals ebenfalls in der Haft«, sagte Herr Hermann, indem er so seine Erzählung unterbrach. Enthusiast, wie wir es Alle im zwanzigsten Jahre sind, hatte ich mein Vaterland vertheidigen wollen. Als Commandant eines Freiecorps, das ich in der Umgegend von Andernach geworden hatte, wurde ich während der Nacht von einer französischen Abteilung,

die aus achthundert Mann bestand, umzingelt. Wir waren unser höchstens zweihundert. Meine Spione hatten mich verkauft. Ich wurde in das Gefängnis zu Andernach geworfen und es handelte sich schon um meinen Tod, um ein Beispiel zu geben, durch welches das Land eingeschüchtert werden sollte. Die Franzosen sprachen sogar von Wiedervergeltung; allein der Mord, wegen dessen sich die Republikaner an mir rächen wollten, war gar nicht in der Pfalz verübt.

Mein Vater hatte einen dreitägigen Aufschub erlangt und benutzte denselben, meine Begnadigung von dem General Augerau zu erstehen. Sie wurde ihm gewährt. So sah ich denn Prosper Magnan in dem Augenblicke, da er in das Gefängnis von Andernach trat, und er flößte mir ein unbeschränktes Mitleid ein. Er war bleich, fast ohnmächtig, mit Blut bespritzt; seine Züge trugen den Ausdruck einer Offenherzigkeit und Unschuld, die mich lebhaft ergriff. Mich erinnerten seine langen blonden Haare, seine blauen Augen an Deutschland. Ein treues Bild meines erschöpften Vaterlandes kam er mir wie ein Opfer vor, nicht aber wie ein Mörder. In dem Augenblicke, als er unter meinem Fenster durchging, lächelte er bitter und schwermüthig, ich weiß nicht worüber; es war das Lächeln eines Geistesabwesenden, den für einen

Augenblick ein flüchtiger Strahl der Vernunft erleuchtet. Dieses Lächeln war gewiß nicht dasjenige eines Meuchelmörders.

Als ich den Kerkermeister sah, befragte ich ihn über seinen neuen Gefangenen.

Er hat noch kein Wort gesagt, seit er in seinem Kerker ist. Er sitzt und hat das Haupt auf seine Hände gestützt, schläft oder denkt über seine Verhältnisse nach. Wie die Franzosen sagen, wird ihm morgen sein Recht werden und dann soll er binnen vierundzwanzig Stunden erschossen werden. —

Während des kurzen Augenblicks, der mir gestattet war, um mich während des Abends auf dem Gefängnishofe zu ergehen, stellte ich mich unter das Fenster des Gefangenen. Wir sprachen miteinander und er erzählte mir mit kindlicher Unschuld sein Abenteuer, indem er offen und aufrichtig auf meine verschiedenen Fragen antwortete.

Nach dieser ersten Unterhaltung zweifelte ich nicht mehr an seiner Unschuld. Daher erbat ich mir und erhielt ich die Begünstigung, einige Stunden bei ihm zu bleiben. Ich sah ihn zu wiederholten Malen und der arme Junge weihte mich in alle seine Gedanken ein.

Zunächst hielt er sich zu gleicher Zeit für unschuldig und für schuldig. Er erinnerte sich an die

furchtbare Versuchung, der er mit Aufwendung aller seiner Kräfte widerstanden hatte; er befürchtete, während seines Schlafes und in einem Zufall von Somnambulismus das Verbrechen begangen zu haben, das er im wachenden Zustande geträumt hatte.

»Aber Ihr Gefährte? —« fragte ich ihn.

»O! —« rief er feurig aus, »Wilhelm ist unfähig —«
Er vollendete nicht einmal seinen Satz.

Bei diesen mit Wärme gesprochenen Worten, die von seiner Jugend und seiner Tugend zeugten, druckte ich ihm die Hand.

»Bei seinem Erwachen,« fuhr er fort, »wird er ohne Zweifel entsetzt gewesen sein und den Kopf verloren haben — er wird entstehen sein.«

»Ohne Sie zu erwecken?« sagte ich zu ihm. »Dann wird Ihre Vertheidigung leicht sein, denn in diesem Falle wird sich Wallhäusers Felleisen vorfinden. —«

Plötzlich brach er in Thränen aus.

»O! ja, ich bin unschuldig! —« rief er aus. »Ich habe ihn nicht ermordet! — Ich erinnere mich an meine Träume — ich spielte Kämmerchen mit meinen Kameraden vom Collegium — ich kann dem Kaufmanne den Kopf nicht abgeschnitten haben, während ich träumte, daß ich lief —«

Obgleich ihm bisweilen ein Schein von Hoffnung

einige Ruhe verlieh, so fühlte er sich doch stets wieder durch Gewissensbisse niedergeschmettert. Er konnte es nicht leugnen, daß er den Arm erhoben hatte, um dem Kaufmanne das Leben zu nehmen. Er war gegen sich selbst ein strenger Richter, fand, daß sein Herz nicht mehr rein sei, nachdem er das Verbrechen in Gedanken begangen habe.

»Und dennoch! —- ich bin gut! —« rief er aus. »O, meine arme Mutter! Vielleicht spielt sie in diesem Augenblicke heiter und unbesorgt mit ihren Nachbarinnen Imperial. — Wenn sie wüßte, daß sich auch nur den Arm erhoben hätte, um einen Menschen zu meucheln, o! sie würde vor Schmerz sterben! — Und ich bin im Kerker! — Angeklagt, ein Verbrechen begangen zu haben. Bin ich auch nicht der Mörder dieses Mannes, so werde ich doch der Mörder meiner Mutter sein!«

Bei diesen Worten weinte er nicht mehr, allein es ergriff ihn jene lebhafteste, aber kurze Wuth, die den Leuten in der Picardie eigentümlich ist; er stürzte sich auf die Mauer des Gefängnisses zu und würde sich das Haupt zerschmettert haben, wenn ich ihn nicht zurückgehalten hätte.

»Erwarten Sie Ihr Urtheil,« sagte ich zu ihm, »man wird Sie freisprechen, denn Sie sind unschuldig. Und

Ihre Mutter —«

»Meine Mutter! —« rief er mit Verzweiflung aus; »sie wird meine Anklage bald erfahren. In kleinen Städten geht es nicht anders — und sie wird vor Kummer sterben. Ueberdies bin ich nicht unschuldig — wollen Sie die Wahrheit wissen — ich fühle, daß ich die Jungfräulichkeit meines Gewissens verloren habe.«

Als er diese schrecklichen Worte gesagt hatte, setzte er sich nieder, kreuzte seine Arme über seiner Brust, senkte das Haupt und schaute mit düstern Blicken zu Boden.

In diesem Augenblicke erschien der Schließer des Gefängnisses und bat mich, in meine Zelle zurückzukehren; mich betrübte es aber, meinen Leidensgefährten in einem Augenblicke verlassen zu müssen, wo seine Entmuthigung so groß schien und ich drückte ihn mit warmer Freundschaft in meine Arme.

»Fassen Sie Gedulde ermunterte ich ihn, Alles wird vielleicht noch gut gehen. Wenn die Stimme eines ehrlichen Mannes ihre Bedenken zu beruhigen vermag, so vernehmen Sie, daß ich Sie achte und liebe. Nehmen Sie meine Freundschaft an, wenn Sie mit der Ihrigen nicht in Frieden leben.«

Am folgenden Tage gegen neun Uhr erschienen ein Corporal und vier Füsiliers, um ihn abzuholen. Als ich die Tritte der Soldaten hörte trat ich an mein Fenster. Der junge Mann schritt bald darauf über den Hof und richtete seine Augen auf mich. Nie werde ich seinen Blick vergessen: er war voll von Gedanken, Ahnung und Entsagung und es lag eine gewisse traurige und schwermüthige Anmuth in demselben; dieser Blick war eine Art schweigsamen und doch so wohl verständlichen Testaments, durch welches ein Freund sein verlorenes Leben seinem letzten Freunde vermacht. — Die Nacht war ohne Zweifel recht hart und recht einsam für ihn gewesen; vielleicht deutete aber auch die Blässe seines Antlitzes auf einen Stoicismus, der aus einer Selbstachtung geschöpft sein mußte; vielleicht hatte er sich durch einen Gewissensbiß gereinigt und glaubte seinen Fehler durch seinen Schmerz und seine Schande abzuwaschen. — Er ging mit festen Schritten und hatte sich von den Blutspuren gereinigt, von denen er wider seinen Willen beschmutzt war.

»Meine Hände haben zum Unglück während meines Schlafes in das Blut gegriffen, denn mein Schlaf ist stets sehr unruhig! —« hatte er mir Abends zuvor mit einem Ausdruck ergreifender Verzweiflung gesagt. —

Ich erfuhr, daß er vor einem Kriegsgerichte erscheinen sollte. Die Division sollte am dritten Tage ausrücken und der Chef der halben Brigade wollte Andernach nicht verlassen, ohne das Verbrechen an dem Orte bestraft zu haben, wo es begangen war. — Ich blieb, so lange dieses Kriegsgericht dauerte, in einer wahren Todesangst. Endlich, gegen Mittag, wurde Prosper Magnan in das Gefängnis zurückgebracht. Ich machte augenblicklich meinen gewöhnlichen Spaziergang; er erblickte mich, kam auf mich zu und warf sich in meine Arme.

»Verloren! —« sagte er zu mir. »Ich bin ohne Hoffnung verloren! — Ich bin hier in Jedermanns Augen ein Mörder! —«

Dann richtete er stolz seinen Kopf auf.—

»Diese Ungerechtigkeit hat mir das ganze Bewußtsein meiner Unschuld wiedergegeben — mein Leben würde stets ein unruhiges, von Gewissensbissen gepeinigtes gewesen sein, mein Tod reinigt mich von jeder Schuld! — Giebt es aber auch eine Zukunft? —«

Das ganze achtzehnte Jahrhundert lag in dieser plötzlichen Frage.

Er versank in ein tiefes Nachdenken.

»Was haben Sie aber geantwortet?« fragte ich ihn.

»Was für Fragen hat man an Sie gerichtet? Haben Sie die Thatsachen nicht einfach erzählt, wie Sie mir dieselben mitgetheilt haben? —«

Er blickte mich einen Augenblick starr an und nach dieser peinlichen Pause antwortete er mir mit fieberhafter Lebhaftigkeit die Worte:

»Zuerst haben sie mich gefragt:

»Haben Sie während der Nacht die Herberge verlassen?«

»Ja —« habe ich geantwortet.

»Auf welche Weise? —«

Ich errötete und antwortete: »Ich stieg durch das Fenster —«

»Sie haben also das Fenster geöffnet?«

»Ja! —« mußte ich antworten.

»Sie müssen dabei mit vieler Vorsicht zu Werke gegangen sein, denn der Wirth will nichts gehört haben! —«

»Ich wurde dadurch verdutzt. Die Ruderknechte hatten ausgesagt, das sie mich auf meinem nächtlichen Gange beobachtet hätten und daß ich bald nach Andernach, bald nach dem Walde zu gegangen sei. — Ich hätte diese Wege mehrmals zurückgelegt, hatten sie ausgesagt. Man folgerte, daß 220 ich nachdem Walde gegangen sei, um das Gold und die Diamanten

zu vergraben. Das Felleisen hat sich nirgends gefunden! — Dann lag ich stets im Kriege mit meinem Gewissen, und wenn ich reden wollte, so rief mir eine unerbittliche Stimme zu: »Du hast das Verbrechen begehen wollen. —«

»Alles war gegen mich — ich selbst.«

»Sie befragten mich über meinen Kameraden — ich-habe ihn vollständig vertheidigt. —«

»Dann haben sie zu mir gesagt: »Mir müssen einen Schuldigen unter Euch finden; entweder Sie, oder Ihren Kameraden, oder der Wirth und seine Frau — heute Morgen sind alle Fenster und Thüren verschlossen gefunden! —«

»Bei dieser Bemerkung-« fuhr er fort, »verlor ich meine Stimme, meine Kraft und meine Besinnung — mehr auf meinen Freund vertrauend, als auf mich selbst, vermochte ich nicht, ihn anzuklagen — ich begriff, das wir Beide als gleich schuldig betrachtet würden, daß man mich aber für den Verdächtigsten hielt! — Ich wollte mein Verbrechen durch Somnambulismus erklären und meinen Freund rechtfertigen — dadurch gerieth ich auf Abwege — nun bin ich verloren. Ich habe mein Urtheil in den Augen meiner Richter gelesen — ich sah, wie sie ungläubig lächelten — nun ist Alles vorüber — keine

Ungewißheit mehr! — Morgen wird man mich erschießen —«

»Ich denke nicht mehr an mich —« fuhr er darauf fort, »aber an meine arme Mutter! —«

Es stockte, blickte gen Himmel, vergaß aber keine Thränen mehr — seine Augen waren trocken und schienen krampfhaft aus ihren Höhlen gerissen zu werden.

»Frédéric! —«

»Ja! der Andere hieß Frédéric! — Frédéric! — Ja, das ist der rechte Name«, sagte Herr Hermann mit triumphierenden Blicken. —

Meine Nachbarin stieß mich mit dem Fuße an und gab mir ein Zeichen, indem sie mich auf Herrn Mauricey aufmerksam machte.

Der Lieferant hatte nachlässig seine Hand über seine Augen herabsinken lassen, allein wir glaubten, die düstere Flamme seines Blickes zwischen seinen Fingern hindurch zu bemerken.

»He! —« sagte sie mir ins Ohr, »wenn er Frédéric hieße? —«

Ich antwortete ihr nur durchs einen Blick, welcher so viel bedeuten sollte, wie: »Schweigen Sie jetzt! —«

Herr Hermann fuhr fort:

»Frédéric hat mich auf niederträchtige Weise im Stiche gelassen«, klagte der Compagnie-Chirurgus; er wird sich vielleicht gefürchtet haben! — Vielleicht hat er sich in der Schenke verborgen, denn unsere beiden Pferde standen des Morgens noch auf dem Hofe.«

»Was für ein undurchdringliches Geheimnis!« fuhr er fort, nachdem er einen Augenblick geschwiegen hatte. »Somnambulismus! — Somnambulismus! — Ich habe nur einen einzigen Anfall in meinem Leben gehabt, und damals war ich erst sechs Jahr alt.«

»Soll ich von hier fortgehen,« fuhr er darauf fort und stampfte unwillig mit dem Fuße auf die Erde, indem ich zugleich den ganzen Glauben an Freundschaft in dieser Welt mit mir nehme? Soll ich einen zweifachen Tod sterben, indem ich an einer Brüderschaft zweifle, die in einem Alter von fünf Jahren schon begonnen hat, die auf dem Collegium und auf der Universität fortgesetzt ist! — Wo ist Frédéric? Er wird weinen! wir hielten mehr auf unsere Freundschaft, als auf das Leben.«

»Lassen Sie uns eintreten,«- sagte er zu mir, »ich ziehe es jetzt vor, in meinem Gefängnisse zu sein. Ich möchte nicht, daß man mich weinen sähe. Ich werde

muthig dem Tode entgegen gehen, allein ich verstehe es nicht, nach Belieben den Helden zu spielen und bekenne, daß ich das Leben bedauere. — Während der letzten Nacht habe ich nicht geschlafen; ich erinnerte mich an meine Kindheit, an jene Wiesen, deren Erinnerung vielleicht meinen Untergang veranlaßt hat.

—«

»Ich hatte eine Zukunft! —« fuhr er dann fort, indem er sich unterbrach. »Zwölf Mann, ein Unterlieutenant, welcher ruft: Ergreift die Waffen, legt an, Feuer! Dann ein Wirbeln der Trommeln! — und die Schande! — das ist jetzt meine Zukunft. O! es muß einen Gott geben, sonst wäre das Ding zu albern!

—«

Dann ergriff er mich, schlang seine Arme um mich und drückte mich fest an seine Brust.

»Ach! Sie sind der letzte Mensch, gegen den ich mein Herz ausschütten kann. — Sie werden Ihre Freiheit wiedererlangen! — Sie werden Ihre Mutter sehen! — Ich weiß nicht, ob Sie reich sind oder arm, allein das kümmert mich auch nichts! — Sie sind die ganze Welt für mich! — Unsere beiden Völker werden nicht immer mit einander kriegen. Sobald der Friede geschlossen ist, so reisen Sie nach Beauvais; hat meine Mutter die schmerzhafteste Nachricht von meinem

Tode überlebt, so werden Sie dieselbe dort antreffen!
— Sagen Sie dann die tröstenden Worte zu ihr:

»Er war unschuldig! —«

»Sie wird Ihnen glauben! —« fuhr er darauf fort.
»Ich werde an sie schreiben; Sie aber mögen ihr meinen letzten Blick überbringen, mögen ihr sagen, daß ich Ihnen einen Kuß für sie gegeben habe. — Ach! wie wird die arme Frau sich über Sie freuen! über den letzten Freund ihres Sohnes! —«

»Chef und Soldaten sind mir hier unbekannt und ich flöße Allen nur Schauer ein! —« sagte er, nachdem er einen Augenblick geschwiegen hatte und fast der Last seiner Erinnerungen zu unterliegen schien. Wären Sie nicht da, so hätte nur der Himmel und ich meine Unschuld gekannt! —«

Ich gelobte ihm, heilig seinen letzten Willen zu erfüllen, und meine Worte, meine Herzensergießungen rührten ihn.

Kurz darauf kehrten die Soldaten zurück, um ihn abzuholen und vor das Kriegsgericht zurückzuführen. Sein Urtheil war gefällt. Ich kenne die Förmlichkeiten nicht, welche dieses erste Urtheil begleiten oder ihm folgen mußten, ich weiß nicht, ob der junge Chirurg sein Leben nach allen Regeln vertheidigte, nur das weiß ich, daß er für den folgenden Tag seine

Hinrichtung erwartete und während der Nacht den letzten Brief an seine Mutter schrieb.

»Wir werden Beide unsere Freiheit erlangen,« sagte er lächelnd zu mir, als ich ihn Tags darauf besuchte, »ich habe erfahren, daß der General Ihre Begnadigung unterzeichnet hat. —«

Ich blickte ihn schweigend an, um seine Züge meinem Gedächtnis einzuprägen. Dann schien ihn ein Anfall von Unwillen zu ergreifen und er sagte zu mir:

»Ich bin ungemein feige! — ich habe die ganze Nacht hindurch diese Mauern um Gnade angefleht.«

Dabei zeigte er auf die Mauern des Gefängnisses.

»Ja, ja,« fuhr er dann fort, »ich habe vor Verzweiflung geheult, ich habe mich gegen mich selbst empört, ich habe den schrecklichsten moralischen Todeskampf bestanden. — Ich war allein! — jetzt denke ich erst an das, was Andere von mir sagen werden. Der Muth ist ein Kleid, das wir überwerfen müssen und es ziemt sich, daß ich anständig dem Tode entgegengehe. — Also —«

IV.

Der himmlische Richter.

»O! fahren Sie nicht fort! —« bat die junge Dame, welche diese Erzählung verlangt hatte und jetzt den Nürnberger rasch unterbrach; »ich will in der Ungewißheit bleiben und glauben, daß er gerettet ist. — Wenn ich jetzt erführe, daß er erschossen ist, so würde ich die ganze Nacht nicht schlafen können. Morgen mögen Sie mir das Uebrige erzählen. —«

Wir erhoben uns vom Tische.

»Meine Nachbarin nahm Herrn Hermann heim
Arme und sagte zu ihm:

»Er ist erschossen — nicht wahr?«

»Ja. Ich war Zeuge seiner Hinrichtung.«

»Wie, mein Herr!« sagte sie, »Sie konnten —«

»Er hatte es so gewollt, Madame. Es ist etwas Schreckliches, dem Leichenbegängniß eines lebenden Menschen zu folgen, eines Menschen, den man noch dazu liebt und der unschuldig ist! Der arme junge Mann verwandte keinen Blick von mir. Er schien nur noch in mir zu leben! Er wollte, wie er sagte, daß ich

seiner Mutter seinen letzten Seufzer überbrächte.«

»Nun, haben Sie die Mutter gesehen?«

»Nach dem Frieden von Amiens kam ich nach Frankreich, allein Frau Magnan war bereits an der Auszehrung gestorben. Nicht ohne die innigste Nahrung verbrannte ich den Brief, dessen Ueberbringer ich sein sollte. Sie mögen vielleicht über meine deutsche Schwärmerei spotten, allein ich erblickte ein Drama voll erhobener Melancholie in dem ewigen Geheimnisse, welches dieses zwischen zwei Gräbern gesprochene Lebewohl decken sollte, das der ganzen Schöpfung unbekannt blieb, dem Angstrufe gleich, den ein Wanderer in der Mitte der Wüste ausstößt, wenn er von einem Löwen überfallen wird —«

»Wenn man Sie aber einem Manne in diesem Saale gegenüber stellte und Ihnen sagte: »Der da ist der Mörder! —« wäre das nicht wieder ein neues Drama? —« unterbrach ich ihn. »Das würden Sie dann thun? —«

Herr Hermann ergriff seinen Hut und ging.

»Sie handeln als junger Mensch und sehr leichtsinnig! —« sagte meine Nachbarin zu mir. »Sehen Sie nur Herrn Mauricey an! sehen Sie! — wie er in dem Lehnstuhle sitzt, dort, in der Ecke des

Kamins. Fräulein Fanny reicht ihm eine Tasse Kaffee — er lächelt. Könnte ein Meuchelmörder, nachdem die Erzählung dieses Abenteuers Höllenpein in seinem Herzen erweckt haben muß, sich noch so ruhig zeigen? Hat er nicht ein wahrhaft patriarchalisches Aussehen? —«

»Ja, allein fragen Sie ihn einmal, ob er den Krieg in Deutschland mitgemacht hat —« versetzte ich.

»Warum nicht? —«

»Meine Nachbarin ging mit jener Kühnheit, deren die Frauen nur selten ermangeln, wenn sie von einem Abenteuer angezogen werden oder wenn ihr Geist von der Neugierde beherrscht wird, auf den Lieferant zu.

»Sie sind auch in Deutschland gewesen? —« fragte sie ihn. Herr Mauricey hätte beinahe seine Untertasse fallen lassen.

»Ich! Madame? — Nein, nie —«

»Was sagst Du das Mauricey — fiel ihm der Banquier in die Rede; »hast Du nicht bei der Fourage-Abtheilung die Schlacht von Wagram mitgemacht? —«

»Ach, ja!« versetzte Herr Mauricey, »jenes Mal war ich auch mit in Deutschland.«

»Sie irren sich! — er ist ein guter Mann!« sagte meine Nachbarin und trat wieder zu mir.

»Nun!« erwiderte ich ihr, »ehe wir uns trennen, werde ich den Mörder aus dem Kothe hervorziehen, in welchem er sich verbirgt. —«

Es geht täglich unter unsern Augen ein moralisches Phänomen von erstaunlicher Tiefe vor, das dennoch zu einfach scheint, als daß wie es bemerken sollten. Wenn sich nämlich in einer Gesellschaft zwei Menschen begegnen, von denen der eine das Recht hat, den andern zu verachten oder zu hassen, entweder weil er einen geheimen Flecken kennt, der an dem andern haftet, oder weil ihm ein geheimes Unrecht zugefügt ist, oder auch in der Folge erst zugefügt werden wird, so erraten diese beiden Menschen einander und ahnen den Abgrund, welcher sie trennt oder doch trennen sollte. Sie beobachten einander, ohne daß sie es selbst wissen und beschäftigen sich miteinander. Aus Ihren Blicken und ihrem Benehmen leuchtet ihre geheime Ahnung auf unerklärliche Weise hervor. Es scheint ein Magnet zwischen ihnen zu sein, und ich weiß nicht, was ach kräftiger anzieht, die Rache oder das Verbrechen, der Haß oder die Beleidigung. Gleich jenem Priester, der die Hostie in Gegenwart des bösen Geistes nicht zu weihen vermochte, fühlen sie sich Beide beengt und mißtrauisch: der Eine ist höflich, der Andere finster; der Eine errötet oder erbleicht, der Andere erzittert.

Oft ist der Rächer eben so feige, wie des Opfer, denn wenige Leute habenden Muth, etwas Böses zuzufügen, selbst wenn es nothwendig ist; und viele Menschen schweigen oder verzeihen, weil sie entweder den Lärm hassen oder einen tragischen Ausgang fürchten.

Diese innere Wahrnehmung unserer Seelen und Gefühle veranlaßte einen geheimnisvolles Kampf zwischen dem Lieferant und mir. Seit jener ersten Anrede, die ich während der Erzählung des Herrn Hermann an ihn richtet, vermied er meine Blicke; vielleicht vermied er auch die aller andern Gäste! Er plauderte mit der unerfahrenen Fanny, der Tochter des Banquiers; ohne Zweifel fühlte er, wie das gewöhnlich bei Verbrechern der Fall ist, das Bedürfnis sich der Unschuld zu nähern, indem er hoffte, bei ihr Ruhe zu finden; wenn ich aber auch fern von ihm stand, so hörte ich dennoch seine Worte und mein Blick schien den seinigen zu bezaubern. Wenn er mich unbemerkt anblicken zu können glaubte, so trafen sich unsere Blicke und dann senkte er auf der Stelle seine Augenlider.

Herr Mauricey wurde durch diese Marter ermüdet und suchte ihr zu entgehen, indem er sich an den Spieltisch setzte. Ich trat ebenfalls an denselben und parierte für seinen Gegner, wünschte aber, mein Geld

zu verlieren. Dieser Wunsch wurde erfüllt. Ich setzte mich an die Stelle des hinweggehenden Spielers und fand mich nun Angesicht gegen Angesicht mit dem Mörder. —

»Mein Herr,« sagte ich zu ihm, während er mit dem Geben zögerte, »würden Sie die Güte haben, die Karten zu geben?«

Er warf ziemlich schnell die Karten von der Linken nach der Rechten aus.

Meine Nachbarin war neben mich getreten; ich warf ihr einen bedeutungsvollen Blick zu und wandte mich dann mit der Frage an den Lieferant:

»Sollten Sie der Herr Frederic Mauricey sein, dessen Familie ich in Beauvais sehr gut gekannt habe? —«

»Ja, mein Herr,« antwortete er.

Dann ließ er seine Karten fallen, erbleichte, legte seinen Kopf auf seine Hände und bat einen neben ihm stehenden, sein Spiel zu halten, worauf er sich entfernte.

»Es ist hier zu heiß —« rief er aus. »Ich fürchte —«

Er konnte nicht weiter sprechen. Seine Züge drückten einen furchtbaren Schmerz aus und er entfernte sich sehr rasch.

Der Hausherr begleitete Herrn Mauricey und schien eigen lebhaften Antheil an seiner Lage zu nehmen-.

Wir, meine Nachbarin und ich, blickten einander an; ich glaubte in ihren Zügen den Ausdruck einer bittern Traurigkeit zu bemerken.

»Benehmen Sie sich stets so mitleidsvoll? —« fragte sie mich, als ich den Spieltisch, nachdem ich verloren, verlassen hatte und mit ihr an ein Fenster getreten war. »Möchten Sie wohl die Macht haben, in allen Herzen lesen zu können? — Warum lassen Sie nicht lieber die menschliche und die göttliche Gerechtigkeit walten? — Wenn wir der einen, entgehen, so vermeiden wir doch nie die andere. Sind die Vorrechte eines Gerichtspräsidenten so beneidenswertig? — Sie haben fast das Amt eines Henkers übernommen! —«

»Sie haben erst meine Neugierde getheilt und angefeuert, und nun halten Sie mir moralische Vorlesungen! —« sagte ich zu ihr.

»Ich habe indes nachgedacht! —« antwortete sie.

»Nun denn, Frieden mit den Schurken, Krieg gegen die Unglücklichen, Mißtrauen gegen das Gold! — Aber, lassen wir das,« fuhr ich lachend fort. »Sehen Sie nur, ich bitte — Sie, die junge Dante an, welche in diesem Augenblicke in den Saal tritt.«

»Nun?«

»Ich habe sie vor drei Tagen auf dem Balle des neapolitanischen Gesandten gesehen und fühle mich leidenschaftlich in sie verliebt. Bitte, sagen Sie mir ihren Namen. Niemand konnte mir —«

»Es ist Fräulein Mauricey.«

Mir wurde es schwarz vor den Augen.

»Ihre Mutter, —« fuhr meine Nachbarin fort, deren Stimme ich kaum noch hörte, »ihre Mutter hat sie vor Kurzem aus dem Kloster zurückgenommen. Sie erscheint jetzt hier zum ersten Male. Sie ist sehr schön! —

Diese Worte wurden mit einem sardonischen Lächeln begleitet.

In diesem Augenblicke vernahmen wir ein lautes, aber ersticktes Geschrei. Es schien aus einem benachbarten Zimmer zu kommen und hallte im Garten nach.

»Ist das nicht die Stimme des Herrn Mauricey? —« fragte ich.

»Wir liehen dem Geschrei unsere ganze Aufmerksamkeit und klägliche Seufzer trafen unsere Ohren.

Die Frau des Banquiers kam eilig auf uns zu und schloß das Fenster.

»Lassen sie uns alle Scenen vermeiden,« sagte sie zu uns. »Wenn Madame Mauricey ihren Gemahl hört, so könnte sie einen Nervenanstoss bekommen! —«

Der Banquier trat in den Salon und suchte Frau Mauricey. Er sagte ihr leise einige Worte in das Ohr. Sie stieß einen Schreckensruf aus, eilte nach der Thür und verschwand.

Dieses Ereignis veranlaßte ein großes Aufsehen. Die Spieltische wurden verlassen; Jeder wandte sich fragend nach seinem Nachbar; das Gemurmel der Stimmen wuchs und Gruppen bildeten sich.

»Sollte das Herr Mauricey sein? —« fragte ich.

»Sie haben ihn gemordet! —« sagte meine spottsüchtige Nachbarin. »Ich denke jedoch, Sie werden sich nicht viel aus der Trauer machen!«

»Was ist ihm denn ereignet?«

»Der arme Mann, —« antwortete die Frau vom Hause; »er leidet an einer Krankheit, deren Name mir wieder entfallen ist, obgleich mir Herr Brousson denselben oft genannt hat, er hat eben wieder einen Anfall —«

»Was ist das für eine Krankheit? —« fragte plötzlich ein Instructionsrichter.

»O! es ist eine schreckliche Krankheit! — mein Herr«, antwortete sie.

»Die Ärzte kennen kein Mittel gegen dieselbe — es scheint, daß die Schmerzen furchtbar sind. — Der unglückliche Mauricey hatte einst, während er mich auf meinem Landgute besuchte-, einen Anfall, und ich war gezwungen, in ein Nachbarhaus zu gehen, um ihn nicht zu hören, denn er flößt bei solchen Anfällen ein furchtbares Geschrei aus, will sich das Leben nehmen und seine Frau ist dann gezwungen, ihn in seinem Bette anzubinden, oder auch selbst ihm eine Zwangsjacke anzuziehen. Er behauptet, Thiere in seinem Gehirne zu haben, welche dasselbe zernagen — er fühlt ein Reißen und Schneiden im Innern eines jeden Nerven — er leidet so furchtbar am Kopfe, daß er nicht einmal die Moren fühlte, welche man ihm damals ansetzte, um seine Aufmerksamkeit nach anderen Punkten zu lenken. — Herr Brousson, den er fest zum Arzt angenommen hat, verbietet jedoch die Moren und behauptet, daß sein Leiden in einer Nervenaffection, in einer Nervenentzündung bestehe, weßhalb man Blutegel an den Hals setzen und Opium auf den Kopf legen müsse. — Die Anfälle sind auch in der That jetzt seltener geworden und kommen in der Regel nur noch gegen Ende des Herbstes vor. Ist der arme Mann wieder hergestellt, so versichert er, daß er lieber gerädert oder gevierteilt werden wolle, als einen neuen Anfall erleiden.«

»Dann müssen die Schmerzen wohl entsetzlich genug sein! —« sagte ein Wechselagent, der Schöngeist des Salons.

»O!« nahm sie wieder das Wort, »im letzten Jahre wäre er fast in einem Anfalle geblieben — er befand sich auf seinem Landgute, und da ihm vielleicht die nöthige Hilfe fehlte, so lag er vierundzwanzig Stunden lang starr und regungslos, wie todt. Er wurde nur durch ein sehr heißes Bad gerettet. —«

»Das war demnach eine Art von Starrkrampf? —« fragte der Wechselagent.

»Ich weiß nicht,« versetzte sie; »allein es ist nun fast dreißig Jahr her, daß er an dieser Krankheit leidet — er hat sich dieselbe beim Kriegsdienste zugezogen — beim Falle in ein Schilf soll ihm ein Holzsplitter in den Kopf gedrungen sein. Herr Brousson hofft noch, ihn wieder herzustellen — man behauptet — daß die Engländer ein Mittel erfunden haben, diese Krankheit ohne Gefahr mit Schwefelsäure zu heilen —«

In diesem Augenblicke erscholl ein Schrei durch das Haus, der noch durchdringender war, als die frühern und uns Alle mit Schauder erfüllte.—«

»Sehen Sie! so hörte ich ihn damals in jedem Augenblick schreien! —« versicherte die Gattin des Banquiers »Ich fuhr oft auf meinem Sitze empor und

fürchtete selbst für meine Nerven. — Wunderlich ist es aber, daß dieser arme Mauricey, obgleich er unerhörte Schmerzen duldet, doch nie dabei in Todesgefahr kommt — während der Augenblicke der Ruhe, welche ihm seine furchtbare Marter läßt, ist und trinkt er, wie gewöhnlich — die Natur ist recht bizarr! — Ein deutscher Arzt hat ihm gesagt, das seine Krankheit eine Art von Kopfgicht sei und das würde auch vollkommen mit der Meinung des Herrn Brousson übereinstimmen.«

Ich verließ die Gruppe, welche sich um die Hausfrau gebildet hatte, und folgte dem Fräulein Mauricey, welches eben von einem Diener hinausgerufen wurde. —

»O! mein Gott! mein Gott!« flehte das arme Mädchen unter Thränen, was hat denn mein Vater dem Himmel gethan, daß er solche Schmerzen leiden muß! — Ein so guter Mann! —«

Ich begleitete sie die Treppe hinab. Als ich ihr in den Wagen half, sah ich ihren Vater in einer Ecke desselben zusammengesunken. Frau Mauricey suchte das Wimmern ihres Mannes zu ersticken, indem sie seinen Mund mit einem Taschentuche bedeckte. Unglücklicher Weise erblickte er mich. Seine Züge schienen noch krampfhafter verzogen zu werden. Er

stieß ein furchtbares Geschrei aus, warf mir einen drohenden Blick zu und der Wagen rollte fort.

V.

Der Gewissensfall.

Jenes Festmahl, jene Abendunterhaltung hatte einen grausamen Einfluß auf mein Leben und meine Gefühle ausgeübt.

Ich liebte Fräulein Mauricey, vielleicht gerade deßhalb, weil Ehre und Zartgefühl mir untersagten, in verwandtschaftliche Beziehungen mit einem Meuchelmörder zu treten, ein so guter Gatte und so guter Vater er auch sonst sein mochte. —

Eine unbegreifliche Zugang des Schicksals ließ mich stets in den Häusern erscheinen, in welchen auch Josephine erschien. Oft hatte ich mir des Morgens mein Ehrenwort gegeben, daß ich sie nun nie wieder sehen wollte, allein des Abends fand ich mich schon wieder an ihrer Seite. Meine Freude war unermeßlich. Meine gesetzliche Liebe, mit chimärischen Gewissensbissen verbunden, hatte die Färbung einer verbrecherischen Leidenschaft. Ich verachtete mich selbst, wenn ich, Herrn Mauricey begrüßt hatte, nachdem ich ihn zufällig in Begleitung seiner Tochter

antraf; allein ich begrüßte ihn dennoch! —

Unglücklicher Weise ist Josephine nicht nur ein hübsches Mädchen, sondern sie ist auch gebildet, talentvoll anmuthvoll, ohne die mindeste Pedanterie, ohne die leiseste Färbung von Anmaßung. Sie redet mit vieler Vorsicht! dabei ist sie gefällig und heiter. Ihr Charakter besitzt Reize, denen Niemand zu widerstehen vermag. Sie liebt mich oder erregt wenigstens den Glauben in mir, daß ich ihr nicht gleichgültig sei; sie besitzt ein gewisses Lächeln das sie nur gegen mich zeigt; wenn sie mit mir spricht, so wird ihre Stimme noch einschmeichelnder, als sie schon von Natur ist. — O! sie liebt mich; aber sie betet ihren Vater an, sie rühme seine Güte, seine Sanftmuth, sein ausgezeichnetes Herze und diese Lobsprüche sind ebenso viele Dolchstiche, die sie mir in mein Herz versetzt.

Eines Tags kam ich mir fast als Genosse des Verbrechens vor, auf welchem der Reichthum der Familie Mauricey beruht. Ich wollte um Josephinens Hand bitten. Aber ich besiegte mich, ich entfloh, machte eine Reise, ging nach Deutschland, nach Andernach. — Dann — dann kehrte ich wieder zurück. Ich fand Josephine bleich und abgehärmt wieder! — Hätte ich sie gesund und heiter wieder getroffen, so wäre ich gerettet gewesen! —

So aber flammte meine Leidenschaft auf das Neue und mit außerordentlicher Gewalt empor; ich befürchtete, daß meine Bedenken in eine Monomanie ausarten möchten; ich beschloß ein Sanhedrin reiner Seelen zusammen zu berufen, damit einiges Licht auf dieses moralische Problem geworfen werde. Die Frage war seit meiner Rückkehr noch verwickelter geworden.

Vorgestern berief ich also diejenigen meiner Freunde zusammen, bei denen ich am meisten Rechtschaffenheit, Zartgefühl und Ehre erwartete.

Ich hatte zwei Engländer eingeladen, einen Gesandtschaftssecretair und einen Puritaner, einen ehemaligen Minister, der durch die Politik gereift war, einige noch vollkommen unschuldige Männer, einen Priester mit greifen Haaren, — meinen ehemaligen Vormund, diesen kindlichen Mann, der mir die schönste Vormundschaftsrechnung abgelegt hat, von welcher Paris ein Beispiel aufstellen kann; einen Advocat, einen Notar, einen Richter, kurz alle verschiedenartigen Meinungen und praktischen Tugenden.

Wir begannen mit einem guten Mittagsessen, wobei viel geplaudert und gelacht wurde; beim Nachtsch erzählte ich ganz einfach meine Geschichte und bat

um guten Rath, während ich den Namen meiner Geliebten verschwieg.

»Nun rathet mir, meine Freunde«, sagte ich, als ich zu Ende war. »Beleuchtet die Frage vollständig und von allen Seiten, als ob es sich um einen Gesetzentwurf handelte. Die Urne und Kugeln sollen Euch übergeben werden und Ihr mögt dann mit dem ganzen Geheimnis, welches eine Stimmensammlung verlangt, für oder gegen meine Heirath notieren.«

Da herrschte plötzlich allgemeines Schweigen.

Der Notar entschuldigte sich.

»Es giebt dabei einen Contract aufzusetzen,« sagte er.

Der Wein hatte die Zunge meines alten Parmenides gelähmt, und es thut Noth, ihn selbst jetzt zu bevormunden, damit ihm auf dem Heimwege kein Unglück widerfahre,

»Ich begreife! —« versetzte ich. »Indem Ihr mir Eure Meinung nicht sagen wollt, sagt Ihr mir eben auf das Kräftigste, was ich zu thun habe.

Die Versammelten schienen verlegen.

»Wie die Tugend, so hat auch das Laster seine Grade! —« sagte ein Grundeigenthümer, welcher die Kinderbewahranstalt und das Denkmal des General Foy mit unterzeichnet hatte.

»Schwatzhafter Mensch! —« sagte der alte Minister mit leiser Stimme zu mir und stieß mich mit dem Ellenbogen in die Seite.

»Worin liegt denn die Schwierigkeit.« fragte der Herr Herzog von *Gottweißwoher*, dessen Vermögen in Gütern besteht, welche zur Zeit des Widerrufs des Edikts von Nantes widerspenstigen Protestanten entrissen waren.

Der Advocat erhob sich:

»Ja rechtlicher Hinsicht bestimmt der uns vorliegende Fall nicht die mindeste Schwierigkeit. Der Herr Herzog hat Recht! — Was sollte aus uns werden, wenn wir bei einem Jeden nachforschen wollten, aus welcher Quelle ursprünglich sein Vermögen entquollen ist? — Das ist reine Gewissenssache; wollt Ihr aber die Sache durchaus vor einen Richterstuhl bringen, so gilt hier nur der Beichtstuhl.

Das zu Fleisch gewordene Gesetzbuch schwieg, setzte sich wieder und trank ein Glas Champagner.

Der gute Priester, der Erklärer des Evangeliums, erhob sich.

»Gott hat uns als unvollkommene Wesen geschaffen,« sagte er mit Bestimmtheit. »Wenn Sie die Erbin des Verbrechens lieben, so heirathen sie

dieselbe, aber begnügen sie; sich mit dem mütterlichen Vermögen und schenken Sie das väterliche den Armen. —«

»Aber,« bemerkte einer jener mitleidslosen Rechthaber, denen man so oft in dieser Welt begegnet, »der Vater hat vielleicht nur deshalb die gute Heirath gemacht, weil er selbst schon ein reicher Mann war. — Ist nicht der geringste seiner Glücksfälle stets nur eine Frucht jenes Verbrechens gewesen? —«

»Der Streit selbst ist schon ein Urtheil! es giebt Dinge, über welche der Mensch sich gar nicht erst den Kopf zu zerbrechen braucht —« sagte mein alter Vormund, der die Gesellschaft durch einen Strahl seiner Trunkenheit zu erleuchten glaubte.

»Ja! —« sagte der Gesandtschaftssecretair.

»Ja! —« sagte der Priester.

Diese beiden Männer verstanden einander aber gar nicht.

Ein junger Doctrinair, dem von 155 Stimmen nur 150 gefehlt hatten, um zum Deputierten erwählt zu werden, erhob sich:

»Meine Heeren, diese zufällige Erscheinung der geistigen Mut ist eine von denen, welche nur aus dem regelrechten Zustande entspringen, in welchem sich jene die Gesellschaft befindet, — der Beschluß,

welchen wir zu fassen haben, kann also durchaus nicht von unserm Gewissen abhängen, er muß vielmehr ein plötzliches Empfängniß sein, ein instinctmäßiges Urtheil, eine flüchtige Nuance unserer innern Selbstwürdigung, ziemlich ähnlich jenen Blicken, welche den Sitte des Geschmacks ausmachen — geben wir also unsere Stimmen ab. —«

»Ja wohl, wir müssen die Stimmen abgeben,« sagten meine Gäste.

Nun ließ ich einem Jeden zwei Kugeln geben, eine weiße und eine rothe. Die weiße, als Symbol der Jungfräulichkeit, sollte von der Ehe abrathen, die rothe Kugel dagegen sollte dieselbe billigen.

Aus Zartgefühl enthielt ich mich des Mitstimmens.

Freunde waren Siebzehn an der Zahl; absolute Majorität neun.

Jeder warf seine Kugel in ein Gefäß mit engem Halse und wir erwarteten mit der lebhaftesten Neugierde das Resultat dieser moralischen Abstimmung.

Als ich das Gefäß leerte, fand ich neun weiße Kugeln! — Dieses Resultat überraschte mich gar nicht; ich zählte die jungen Leute von meinem Alter, welche unter meinen Richtern waren und siehe, es waren deren gerade neun. Sie hatten also denselben

Gedanken gehabt.

»O! o! —« dachte ich, »die Stimmenmehrheit ist gegen die Heirath! — wie soll ich mich aus dieser Verlegenheit ziehen? —«

»Wo wohnt der Schwiegervater? —« fragte ziemlich keck einer meiner ehemaligen Schulfreunde, der sich weniger zu vorstellen wußte, als die Uebrigen.

»Der Schwiegervater lebt gar nicht mehr! —« antwortete ich ihm. »Mein Bewußtsein sagte mir schon längst ziemlich deutlich, daß Eure Abstimmung ganz überflüssig sei. Wenn die Stimme meines Gewissens für den Augenblick ziemlich verstummt ist, so ist hier der Grund meiner Feigheit, ich empfang nämlich vor zwei Monaten diesen verführerischen Brief.

Dann zeigte ich ihnen die folgende Einladung, welche ich aus meiner Briefftasche zog:

»Sie werden gebeten, bei dem Leichenbegängnis Todtenamt und Begräbnis des Herrn Jean Frederic Mauricey, ehemaligen Kaiserlichen Armee-Lieferanten, Ritters von der Ehrenlegion und vom goldenen Sporn, Hauptmanns der ersten Compagnie der zweiten Grenadier-Legion der Pariser Nationalgarde, entschlafen am ersten Mai, zugegen

sein zu wollen 2c.

Von Seiten — 2c.

Schluß.

»Was soll ich nun thun? —« versetzte ich.

Es ist allerdings Blut, welches an dem Vermögen des Fräulein Mauricey haftet! — Die Erbschaft ihres Vaters ist ein ungeheures *Hacelma*. Ich weiß es —

Aber Prosper Magnan hat keinen Erben hinterlassen!

Es ist ferner unmöglich gewesen, die Familie des in Andernach ermordeten Stecknadelfabrikant aufzufinden.

Wem soll man nun das Vermögen zurückerstatten?«

Und muß man das ganze Vermögen zurückerstatten?

Habe ich das Recht, ein Geheimnis zu verrathen, in dessen Besitz ich zufällig kam, die Mitgift eines unschuldigen jungen Mädchens mit einem abgehauenen Kopfe zu vermehren, ihr böse Träume zu veranlassen, ihr eine schöne Täuschung zu rauben, ihren Vater zum zweiten Mal sterben zu lassen, indem ich ihr zurufe: »Alle Deine Thaler sind mit Blut befleckt! —«

Ich borgte das *Wörterbuch der Gewissensfälle* von

einem alten Geistlichen, fand aber keine Lösung meiner Bedenken.

Eine fromme Stiftung für das ewige Wohl Prosper Magnans, Wallhäuser, Mauricey's gründen? —

Wir leben im Jahre 1831.

Ein Hospital bauen? Einen Tugendpreis aussetzen! — Den Tugendpreis erringt stets nur der größte Heuchler, der seine Laster am besten zu verhehlen versteht, und unsere Hospitäler scheinen fast zu Sinkuren für das Laster geworden zu sein!

Und überdieß, wäre das eine Wiedererstattung? — und bin ich zu einer Wiedererstattung verpflichtet? —

Nur so viel ist bestimmt: ich liebe und liebe leidenschaftlich! — Meine Liebe ist mein Leben! Wenn ich ohne Gründe einem jungen an den Luxus, an den Glanz, an ein durch Kunstgenüsse verschönertes Leben gewöhnten Mädchen, wenn ich einem Mädchen, das gewohnt ist, in die Oper zu gehen und Rossinische Musik zu hören, den Vorschlag machen wollte, 1,500,000 Franken zu Gunsten alter Leute oder wunderlicher Pläne hinzugeben, so würde sie mir lachend den Rücken zuwenden, oder ihre Mutter würde das für einen schlechten Witz halten — wollte ich ihr in der Begeisterung der Liebe den Reiz eines mittelmäßigen Lebens rühmen und mein

Häuschen an den Ufern der Loire anpreisen; wollte ich von ihr verlangen, daß sie ihr Leben in Paris unserer Liebe aufopfern sollte, so wäre das eine tugendhafte Lüge und ich würde dabei vielleicht noch irgend eine traurige Erfahrung machen, das Herz dieses in Bälle und Putz verliebten jungen Mädchens für den Augenblick verlieren. Sie würde mir vielleicht durch einen schwächtigen und zimperlichen Offizier mit schön gekräuseltem Schnauzbart entführt, der ihr auf dem Piano etwas vorspielte, Viktor Hugo rühmte, und allerliebste zu Pferde säße! —

»Was nun thun? — Meine Herren, bitte, raten Sie mir.«

Der ehrliche Mann, jener halbe Puritaner, welcher dem Vater der Jeannie Deans glich und den ich schon oben erwähnt habe, zuckte die Schultern und sagte zu mir:

»Dummkopf, warum hast Du ihn denn gefragt, ob er von Beauvais sei? —«